

Valentin Groebner

Dr. phil. Charisma

William Clark erforscht akademische Halbwertszeiten

Der Planet heißt Akademia. Er ist von zwei Stämmen besiedelt, die nicht miteinander kommunizieren können, weil sie an unterschiedliche Kosmologien glauben, oder besser, weil sie sich selbst und ihre Arbeit auf unterschiedliche Weise verorten. Einig sind sich beide, daß das Klima auf dem Planeten wüstenhaft und rauh ist. Die erste Gruppe stellt seine Besiedlung in Form von Glashäusern dar. Man ist entweder drinnen oder draußen; nur drinnen kann man wachsen und gedeihen, und die Kämpfe und Konkurrenzen drehen sich um Zugang, um Einlaß in die geschützten Werkstätten.

Die zweite Gruppe beschreibt den Planeten ganz anders: als ein System von Busbahnhöfen. Man stellt sich an einem Schalter an, das kann dauern. Unklar auch, wer wo welche Fahrkarte bekommt. Damit fährt man dann los; es kann allerdings passieren, daß man zwischendurch aussteigen muß, mitten in der Wüste. Eine gute Fahrkarte dagegen bringt einen nach langer Fahrt nirgendwo anders hin als zum nächsten Bahnhof. Und dort stellt man sich wieder an. Die Konkurrenzkämpfe drehen sich also nicht um Zugang zu Orten, sondern die richtigen Tickets, um Geschwindigkeit.

Die Vertreter beider Richtungen, so gescheit, subtil und *éruudit* sie sein mögen, sind nicht in der Lage, die Wahrnehmung der anderen nachzuvollziehen. Gemeinsam ist beiden, daß sie sich hinter Glasscheiben befinden und hinaus schauen auf den kargen, wüstenhaften Planeten. Für die Mitglieder der einen Gruppe ändern sich die, die draußen stehen und warten. Für die der anderen ändert sich die Landschaft.

1.

William Clarks neues großes Buch zur Geschichte der europäischen Universitäten lädt ein, Claude Lévi-Strauss' berühmte Skizze des Indianerstamms der Wennebago, dessen Angehörige ihr Dorf auf zwei komplett unterschiedliche Weisen beschreiben,¹ auf die Bewohner des Planeten Akademia zu übertragen. Denn *Academic Charisma and the Origins of the Research University* kommt zwar als dickleibige historische Studie daher, mit klarem Fokus auf den deutschen Sprachraum.² Aber wenn Clark auf spätmittelalterliches und frühneuzeitliches Material zurück-

greift, geht es ihm nicht um Universitätsgeschichte im üblichen Sinn, sondern um Wissenschaftsethnologie. Er will vermeintlich vertraute – und nur allzu gut bekannte – Phänomene des akademischen Betriebs so darstellen, daß sie plötzlich in exotischem Licht erscheinen, wie noch nie zuvor gesehen.

Universitätsgeschichte als Zeitreise also: Wenn Clark die Geschichte der Prüfungen und ihrer Protokolle, der Vorlesungen und der Disputation schreibt, dann greift er auf die mittelalterlichen Wurzeln dieser Prozeduren zurück, um ihre lange Wirkung und ihren Wandel zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert zu beschreiben. Die Vorlesung war deutlich geprägt von ihren Ursprüngen in der mittelalterlichen Predigt; die klassische Disputation alten Stils analysiert Clark mit den Regeln des ritterlichen Turniers. Universitäre Prüfungen, zeigt er, trugen deutliche Zeichen ihrer Ursprünge in mittelalterlichen Gerichtsverfahren. (Und tragen sie gelegentlich immer noch). Auch ein vermeintlich so modernes Phänomen wie die Kontrolle und Evaluation der Universitäten durch ihre Geldgeber hat ebenfalls mittelalterliche Wurzeln. An diesen Visitationen, so Clark, ließe sich die Verwandlung eines kirchenrechtlichen in ein politisches und verwaltungsökonomisches Instrument besonders schön beobachten.

Das ist natürlich eine handfeste Provokation. Denn Universitäten reden zwar gerne von ihrer jahrhundertealten Tradition, aber sie reden gewöhnlich sehr viel weniger gerne davon, woraus diese Tradition eigentlich bestanden hat. Das hat einen guten Grund. Zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert waren die deutschsprachigen Universitäten intellektuell nicht allzu produktiv, um es vorsichtig auszudrücken. Von wenigen Ausnahmen abgesehen waren die Protagonisten der wissenschaftlichen Revolutionen der Frühen Neuzeit anderswo tätig, an Höfen und fürstlichen Akademien. Die Universitäten waren in dogmatischer und pedantischer Gelehrsamkeit erstarrt. Korrupt waren sie ebenfalls; bestechliche Prüfer waren an der Tagesordnung. Die verbreitete Praxis, daß Professoren ihre Lehrstühle innerhalb ihrer Familie oder praktischerweise gleich an ihre Söhne weitergaben, hat den Ruf der Institutionen auch nicht verbessert. An der Universität Basel gab es 1666 angeblich nur einen einzigen Professor, der nicht mit allen anderen verwandt war. Heidelberg verordnete 1787, Professorensöhne, sofern ausreichend qualifiziert, könnten selbstverständlich den väterlichen Lehrstuhl erben.

Denn es gehörte nicht zu den Eigenschaften eines traditionellen Universitätslehrers, etwas Neues zu erzählen – im Gegenteil. Ihr Geschäft war die unabschließbare Auslegung kanonischer Texte. Ulrich Pregner, Theologieprofessor in Tübingen im 17. Jahrhundert, hielt seine Vorlesungen vier Jahre lang ausschließlich über das Buch Daniel, dann 25 Jahre über das Buch Jesaja, und schließlich 15 Jahre über das Buch Jeremia, bevor er 80jährig starb – *close reading* im Wortsinn. Für seine

Institution kein Problem, denn die Verfassung der Universitäten war abgeleitet von monastischen Organisationsformen. Charisma war dabei unverzichtbar. Es steckte dem Verständnis der Universitätsangehörigen nach in Amtskleidern und Ritualen, Lehrstühlen und Lehrbüchern und natürlich in Titeln – aber nicht in Personen. Berufung der Fähigsten stand in explizitem Widerspruch zur traditionellen Universitätsverfassung.

Diese geschlossene Welt kollegialer Abhängigkeit und interner Konkurrenz und Patronage konnte die Forderungen übergeordneter Behörden nach nachprüfbar Output und nach der Integration neuen Wissens nur als unerhörte Zumutung auffassen. Im Lauf des 18. Jahrhunderts wurde die Kritik an den verkrusteten und unproduktiven Universitäten immer lauter. Manche der Formulierungen kommen einem dabei durchaus vertraut vor. Ein preußisches Dekret ermahnte die Universität Halle 1768, die Professoren sollten sich «nach dem Geschmack der Zeit richten». Der anonyme Autor einer Göttinger Universitätssatire von 1782 meinte, Akademiker seien wie Kinder: Je mehr man auf ihr Schreien höre, desto lauter jammerten sie. Der Anonymus schrieb vom positiven Effekt des Neids unter Gelehrten und träumte von einer Universität, an der niemand ein festes Gehalt bezöge und wo alle Professoren nur von den Gebühren der Studenten lebten. Da eine Universität ein kommerzielles Unternehmen sei, schloß er, sei sie dann rentabel, wenn sie die kommerziellen Unternehmungen anderer ruiniere.

Der Konflikt zwischen altehrwürdiger Autonomie und vom Geldgeber eingeforderter Effizienz, so schwant dem Leser, ist möglicherweise um einiges älter als die viel beklagten Bologna-Reformen des 21. Jahrhunderts. Denn tatsächlich wurden viele ehrwürdige deutsche Universitäten mit mehrhundertjähriger Geschichte an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert schlicht geschlossen, und zwar für immer. Wenn heute von Universitäten die Rede ist, bezieht man sich eben nicht mehr auf diese alten Institutionen, sondern auf das neue und rasch international nachgeahmte Modell der Forschungsuniversität Humboldtscher Prägung; und die wollte mit ihren Vorläufern explizit nichts zu tun haben.

2.

Aber wie scharf fiel dieser Bruch zwischen der alten und der neuen Universität in Wirklichkeit aus? Clark widmet ein ganzes Kapitel der Geschichte der Doktorarbeit. Der uns heute so vertraute Dr. phil. erweist sich als ein erstaunliches Hybrid aus reformierter Scholastik und romantischer Neogotik – und als eine sehr deutsche Erfindung. Bereits das 17. Jahrhundert kannte die Inflation akademischer Titel als Krisensymptom unter Druck geratener Bildungsinstitutionen. Der Titel

des Baccalaureus verschwand, der Magister wurde abgewertet. Die renommierten Dokortitel gab es nur in Medizin, Theologie und Jurisprudenz, aber nicht in der Philosophischen Fakultät. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Träger eines «Doctor philosophiae» als Hochstapler angezeigt.

Nach 1810 erlebte aber genau dieser Titel an den deutschen Universitäten eine erstaunliche Wiedergeburt, gekoppelt an die neue Form der akademischen Selbstdarstellung als Autor. Die älteren lateinischen Dissertationen des Barock trugen so schöne Titel wie »Über die Gründe, warum nicht wenige Gelehrte nichts ans Licht bringen« (Rinteln, 1702) oder »Über Gelehrte, die durch übermäßiges Studieren ihr Ableben beschleunigt haben, Teil 1« (Leipzig, 1704). Sie widmeten sich hemmungslos dem akademischen Betrieb und feierten eindrucksvolle und amüsante, aber unnütze Erudition. Dagegen postulierten die Dissertationen des 19. Jahrhunderts die Spezialisierung der an den neuen Seminaren ausgebildeten Forscher aufs immer weiter verkleinerte Detail, und das als Nachweis individueller Originalität. Die neue universitäre Organisationsform Seminar löste Forschungsprobleme und erzeugte gleichzeitig noch viel mehr neue, die in Zukunft bearbeitet werden wollten. Von daher rührt die Libido vieler Gelehrter für aufgehäufte Fragmente: Für Editions- und Forschungsprojekte, die unabschließbar sind.

Diese Liebe brennt bis heute lichterloh. Und aus den neuen preußischen Seminarleitern des 19. Jahrhunderts wurden sehr rasch charismatische Wissenschaftsfürsten: Das Forschungsseminar zielte auf die Vervielfältigung von *normalized but individualized academic personae* nach dem Bild ihres Meisters, wie Clark sehr schön schreibt. Alle Schüler sollten ihrem Lehrer in bezug auf intellektuelle Interessen und Forschungsstil ähneln, aber gleichzeitig sollte jeder von ihnen einzigartig und unverwechselbar sein, um sich als zukünftiger Meister durchzusetzen. Das kann einem bekannt vorkommen.

William Clarks Geschichte der Rationalisierung der Universitäten ist deswegen nicht eine einfache Fortschrittsgeschichte. Die Universität, so argumentiert er, enthält in ihren Abstufungen auch die Schichten ihrer eigenen Geschichte: Während *undergraduates* und Studierende im Grundstudium heute mit schriftlichen Prüfungen und standardisierten Noten das ganze Gewicht der bürokratischen Reglementierung zu spüren bekommen, arbeiten *graduate students* und Doktoranden nach den lockereren vormodernen Regeln, in der das interessante Essay und die Fähigkeit zur geschliffenen Debatte mehr zählt als das streng benotete Examen. Auch die älteren Mechanismen gelehrter Selbstdarstellung und Konkurrenz verschwanden mit der Durchsetzung neuer Formen akademischer Rationalität durchaus nicht, sondern wurden neu adaptiert. Unter dem Druck der Ministerien verwandelte sich die akademische Nachrede unter Kollegen in das objektivierte

Rauschen einer »fame machine«. Tratsch dient immer dazu, eine kleine Gruppe innerhalb einer größeren zu erschaffen und zu erweitern. Rezensionen in den entstehenden wissenschaftlichen Zeitschriften erwiesen sich dafür als ebenso nützlich wie Gerüchte und vertrauliche Gutachten. Die Evaluationen veränderten den Klatsch, indem sie ihn verschriftlichten: Daher die vielen indirekten Aussagen, Passivkonstruktionen, doppelten Negationen und ungenannten Gewährleute, die für solche Texte bis heute typisch sind.

Wie modern ist also die akademische Moderne? Der universitäre Habitus, so insinuiert Clark, ist am Ende des 20. und am Beginn des 21. Jahrhunderts in vielen Elementen dem seiner Vorgänger aus dem 16. und 17. Jahrhundert ähnlicher, als die Träger dieser Titel es gewöhnlich selbst gerne zugeben. Die vormoderne Vergangenheit der Institutionen der Gelehrsamkeit ist mit ihren Praktiken in der Gegenwart vermischt. Geschichte ist kein langsam vorbeifließender Fluß, sondern ein Strudel, und wir stecken mitten drin. In *Academic Charisma* werden diese Fluten historischen Materials zum Unbewußtem der Institution; anders gesagt, Geschichte wird zu etwas, was nicht zu wirken aufhört. Sehr beruhigend ist das nicht. Denn Geschichte ist für Clark ganz offensichtlich etwas, was man sich nicht ausuchen kann. Geschichte konfrontiert ehrwürdige Institutionen notwendigerweise mit ihren eigenen Mechanismen – mit dem Verqueren, dem Idiosynkratischen, mit dem Filz und seinen peinlichen Details. Dieses Charisma, so Clark, sehe manchmal einem Fetisch verflixt ähnlich.

3.

All das ist für eingeweihte Leser geschrieben; vor allem für Kolleginnen und Kollegen aus der philosophischen Fakultät. (Die Erfolgsgeschichte der Naturwissenschaftler bleibt bei Clark merkwürdig blaß.) Deshalb sein schönes Freud-Zitat: »Die Erotik der akademischen Stimme ist geknüpft an die Möglichkeit der Dissonanz, wenn nicht des Sophismus.« Auf wissendes kollegiales Nicken zielen auch Bemerkungen wie jene, es sei ein recht sicheres Anzeichen für die Dekadenz eines Phänomens, wenn es – wie das berühmte Harnack-Prinzip zum Beispiel – zum Gegenstand akademischer Abschlußarbeiten werde. Clark flirtet an mehr als einer Stelle mit einer Selbstdarstellung als Friedrich Nietzsche, einem der heimlichen Helden seines Buchs. Und an noch mehr Stellen ersetzt ihm das Aperçu das analytische Fazit.

Denn *Academic Charisma* ist ein ziemlich heterogenes Leseerlebnis. Kapitel mit großen Mengen dick eingekochten Quellenmaterials wechseln mit hoch beschleunigten spritzigen Abschnitten, denen man ihre Entstehung als polemische Essays

deutlich anmerkt. In diesem amüsanten und wunderbar vertrackten Wälzer stecken gleich mehrere weitere ungeschriebene Bücher in Keimform: eines über die deutsche Romantik; eines über die Geschichte der gelehrten Konferenz; eines über die Figur des verrückten Professors. Es endet mit einer melancholischen Note. Denn historisch gesehen hat der Institution Universität die Lenkung durch staatliche Bürokratie ziemlich gut getan. Das dürfte vorbei sein. »Der Markt ist unsere Fortuna geworden«, schreibt Clark.

Sein eigenes Material ließe sich freilich so lesen, daß auch das nicht unbedingt etwas völlig Neues ist. Hatten nicht schon die radikalen Kritiker des 18. Jahrhunderts die Kommerzialisierung der höheren Bildung vorgedacht? *Academic Charisma* macht klar, daß die Universität nicht immer dieselbe Vergangenheit gehabt hat. Da ist er wieder, der Strudel des Historischen. Die beschauliche traditionelle Universität als autonomen Ort des Wissens, wie ihn die Verteidiger der alten Universität vor Bologna immer wieder beschwören, hat es nie gegeben. Denn das war und ist die Klage der melancholischen Professoren, seit dem 17. Jahrhundert: daß die Dinge nicht mehr so sind, wie sie noch nie waren. Man darf neugierig sein, ob dieses Buch ins Deutsche übersetzt wird.

Damit wären wir wieder auf dem rauhen, wüstenhaften Planeten Akademia gelangt und bei den unterschiedlichen Selbstdarstellungen seiner Bewohner. Denn selbstverständlich haben beide Stämme recht, die Glashausbewohner ebenso wie die Busfahrer. Beiden gemeinsam ist nämlich die sprachlose Übereinkunft, so zu tun, als wohne dort niemand sonst – und über Einsamkeit zu klagen. Das ist die Lektion von *Academic Charisma*: Simulacra produzieren ihre eigenen Subjekte. In Institutionen erschafft das Imaginäre die Wirklichkeit, im Guten wie im Schlechten. Denn Akademiker, so zeigt Clark, werden buchstäblich von ihren eigenen Namen in den Mündern anderer Leute verfolgt. Die so heftig gesuchte Nachrede behält auf grausame Weise recht: Professoren werden tatsächlich zu dem, als das sie in Berichten und Gerüchten dargestellt werden.

Nachzulesen ist das heute, unter anderem, in den Kleinanzeigen des Wirtschaftsteils der *Neuen Zürcher Zeitung*. Denn Geschichte will nicht vergehen. 29. Januar 2005: Nach dem »alten deutschen Adelsgeschlecht«, das »durch Adoptionen noch 3 Adelstitel« anbietet («ernsthafte und solvente Interessenten melden sich bitte unter Chiffre K 045-703198«), steht da:

»Deutscher Doktorvater gesucht? Kein Problem. Tel 0049-2204-81746.
www.drgraetz.de«

Anmerkungen

- ¹ Lévi-Strauss, Claude: »Gibt es dualistische Organisationen?«, in: Ders.: *Strukturelle Anthropologie I*, Frankfurt a.M. 1967, S. 148-180.
- ² Clark, William: *Academic Charisma and the Origins of the Research University*, Chicago 2006.

